

Anna Vovan

*Anna, du hast in Essen und Leipzig Fotografie studiert. Deine Verwendung des Mediums kennzeichnet der stark experimentelle Umgang. War das von Anfang an der Mittelpunkt deines Interesses, oder kommst du vom wahrnehmungsbezogenen Arbeiten, vom klassischen fotografischen Abbild?*

In Essen habe ich Kommunikationsdesign studiert, mit Schwerpunkt Fotografie. Da haben wir immer Aufgaben bekommen, z.B. Stillleben im Studio, oder 24h Stunden in einem Bezirk Sozialstudien machen. Ich habe ziemlich schnell gemerkt, dass, wenn ich auf diese Art und Weise, die da gefordert war, fotografiere, ich auf die Ergebnisse gucke und keine Bilder sehe. Was ich dann auf den Negativen gesehen habe, war einfach nicht das, was ich dachte, zu bekommen. Und als ich dann nach Leipzig gegangen bin, dachte ich – okay das ist jetzt ein Schnitt, jetzt bin ich an einer Kunsthochschule und versuche rauszufinden, was mein Zugang zur Fotografie ist und wie ich damit arbeiten kann. Denn ich habe gemerkt habe, dass mir das liegt, damit zu arbeiten, dass da etwas ist, was real ist und in eine Bild gefasst wird, das wiederum eine eigene Realität entwickeln kann. Ich war nicht daran interessiert vollkommen aus mir heraus zu arbeiten, sondern wollte meine Arbeit mit dem, was im Außen ist, abgleichen und vermischen. Aber wenn ich versucht habe, Menschen zu fotografieren, musste ich leider feststellen, dass mir das unglaublich schwerfällt. Ich hatte das Gefühl, das ich störe, dass ich den Menschen etwas wegnehme.

*Du hast dann andere Methoden des wahrnehmungsbezogenen Arbeitens entwickelt. Kannst du das beschreiben?*

Zum Beispiel habe ich angefangen, Gesprächsfetzen aufzuschreiben, die ich im öffentlichen Raum mitgehört habe. Da bewege ich mich in einem ganz anderen Raum, aber viel von dem, was ich durch die Fotografie zu finden versuche, liegt da mit drin. Ich habe aber auch gezeichnet, und dabei ein sehr fotografisches Setting benutzt. Ich hatte einen Raum in der Leipziger Oper mit Blick auf den Augustusplatz. Auf einer Glasscheibe, habe ich dann, wie bei einer Langzeitbelichtung, Bewegungen von Passanten aufgezeichnet, bin denen mit dem Stift auf dem Glas gefolgt. Dabei habe ich mir zeitliche Limitierungen gesetzt, zehn Minuten für eine Zeichnung. Auf diese konzeptuelle Art, über diese Konstrukte habe ich mich dahin gearbeitet, wie ich meine eigene Sicht mit den Mitteln der Fotografie umsetzen kann, wie

ich damit zu Ergebnissen kommen kann, in denen sich innere Bilder mit äußerer Realität vermischen.

*Beim wahrnehmungsbezogenen Arbeiten mit Fotografie, beispielsweise beim Flanieren mit der Kamera, spielen Zufall und Intuition eine gewisse Rolle. Denkst du das bei deinen Konzepten mit, bzw. sind die Konzepte in der Lage diesen Größen Raum zu geben?*

Das Konzept ist ein Rahmen, den ich mir setze, in dem ich dann aber völlig intuitiv handeln kann. Ich brauche diesen Rahmen um loszulegen zu können, was aber nicht bedeutet, dass ich diesen Rahmen nicht auch wieder dehnen und der Dynamik meiner Arbeitsprozesse anpassen könnte. Ich möchte einen sicheren Raum schaffen – für meine Intuition. Die Fotografie macht das ja auch, schließlich gibt es nicht nur Zufall und Intention, sondern auch bestimmten Regeln und vorgegebene Prozess– es gibt den Sucher, es gibt die Zeit, das Licht, das Material. Aber was dann dabei rauskommt ist immer abhängig von der Person, die abdrückt und durch den Sucher guckt. Es ist wie so eine Art Schlüsselloch, durch das unendlich viele Blicke passen. Der Sucher steht für mich für einen Wunsch, nämlich den Blick, den man auf die Welt hat, einzufassen. Der Sucher ist sinnbildlich, ein Symbol. Ich habe wirklich gekämpft, aber die fotografische Sicht, die Leichtigkeit einfach nach draußen zu gehen, und mit Bildern zurückzukommen, die habe ich nicht. Aber ich habe die Sehnsucht wie die anderen auch diesen eigenen Blick umzusetzen. Das habe ich von der Fotografie übernommen, für meine Art zu arbeiten.

*Es geht also nicht darum die Repräsentationsfähigkeit der Fotografie und die Bildbehauptung generell in Frage zu stellen. Deine Methoden und Arbeitsweisen sind eher daraus entstanden, so beschreibst du es, dass du in der direkten fotografischen Arbeit nicht zu den Ergebnissen kommst, die du gerne hättest. Wie ist das bei deinen Textarbeiten?*

Das Arbeiten mit Text und das Arbeiten mit Bildern vereint tatsächlich, dass es Momente der Frustration gibt. So wie ich in meinen eigenen Fotografien keine Bilder sehe, so gehen meine Texte nicht über das Private hinaus. Ich habe eine Schreibmaschine im Atelier, und wenn ich gerade in einer Arbeitsroutine bin, dann schreibe ich jeden Morgen eine Seite. Einfach was aus mir raus kommt. Das erfüllt eine gewisse Funktion in meinem Tagesablauf, aber es hilft mir wirklich nicht dabei, bestimmte Sachen besser zu verstehen. Wenn ich hingegen Texte anderen Autor:innen benutze, kann ich die Texte schreiben, die ich schreiben will, auch wenn ich vorher keine konkrete Vorstellung hatte, wie diese sein sollten. Im Text von anderen, sehe

ich dann einen möglichen Text von mir. Das ist keine Kritik an dem Text, den ich bearbeite, genauso wie mein Umgang mit Fotografie keine Kritik am fotografischen Blick beinhaltet, das wird manchmal missverstanden. Die Motivation für die Arbeit *Letters for Jenny* liegt auch in dem Umstand begründet, dass ich selber keine Briefe schreiben kann. Ich bekomme zwar welche, schreibe aber maximal eine E-Mail zurück. Beim Brief habe ich immer das Gefühl, dass das, was ich gerade schreibe, ist nicht annähernd vermittelt, was ich eigentlich mitteilen will. Ich hatte deswegen schon lange vor, ich eine Arbeit zu machen, in der ich Briefe schreibe, um das zu verstehen und reflektieren zu können. Aber auch da habe ich wieder gemerkt, dass ich dafür andere Briefe brauche, die wie ein Baukasten funktionieren, mit Wörtern an denen ich mich bedienen kann.

*Aber es geht dir doch nicht darum, über diese Auseinandersetzung das Schreiben von Briefen zu lernen? Das Resultat ist schließlich ein sehr abstrakter Text, die Erkenntnis die aus deiner Beschäftigung mit Jennys Briefen hervorgeht verläuft in eine andere Richtung.*

Stimmt, vor allem komme ich so zu einer Textform, in der ich mich wiederfinde. Würde ich selber schreiben würde ich nie diesen Abstraktionsgrad erreichen. Was mich am „echten“ Schreiben auch stört, ist die Linearität. Im Bild ist alles gleichzeitig da, auch Gegensätze, oder Widersprüche. Im Text folgt Satz auf Satz, Aussage auf Aussage. Ich möchte das alles gleichzeitig, und das habe ich mit linearem Schreiben noch nicht hinbekommen. Aber wie ich mit den Texten umgehe, bezeichne ich auch als Schreiben. Ich habe irgendwann davon Abstand genommen, zu sagen, ich mache Textcollagen oder Textbilder. Ich schreibe diese Texte, auch wenn ich die Wörter bildhafter verstehe als das jemand tut, der vielleicht Romane schreibt. Also eher im Sinne von konkreter Poesie, die ja auch mit einer Rückwirkung des Bildhaften auf die Verständnisebene spielt.

*Wie ist das in der Rezeption? Lassen sich diese Beziehungen zwischen Konzept und Intuition, konkreter Motivation und abstraktem Ergebnis nachvollziehen?*

Die Betrachter:innen halten sich schon immer sehr am Konzept auf. Ich nehme an, weil es ihnen Halt gibt. Vermutlich hat das Konzept im Vorgang des Betrachtens also die gleiche Funktion, die es für mich beim Arbeiten hat. Gleichzeitig ist es Konzept auch etwas, womit ich kämpfe, denn inzwischen möchte ich oft freier arbeiten. Aber das ist vielleicht nur eine romantische Vorstellung. Denn noch ist es so, dass nur das Konzept mir ermöglicht überhaupt zu arbeiten. Ich denke sehr analytisch, denke sehr viel nach, arbeite also nicht

aktiv daran das Konzept zu überwinden. Vorhin habe ich gesagt, dass im Bild alles gleichzeitig möglich ist, und das stimmt auch, auch für Konzept und Intuition. Das führt aber auch dazu, dass die Betrachter:innen, die sich sehr für Konzeptkunst begeistern, mich nicht konzeptuell genug finden. Die Betrachter:innen, die eher auf biografische, intuitive Arbeiten stehen, finden, da ist zu viel Konzept. Ich mag es, genau dazwischen zu sein.

*Wichtig ist dir scheinbar, Integrität zu respektieren und zu wahren, deine eigene, die deines Gegenübers, auch die der Fotografie und des Wortes. Auch deine Arbeitsweise ist so konzipiert – ein konzeptueller Rahmen als Schutz vor zu viel Dynamik und Intuition. Aber wie ist das Verhältnis diese integren Größen zu ihrem Außen?*

Ich bin Beobachterin, das war schon immer so, das ist mein Platz in der Welt. Früher in der Familie meiner Eltern, auf Partys – ich bin nie mittendrin. Ich beobachte und möchte das, was ich beobachte, nicht stören, weil es dann nicht mehr da ist. In meinen Wahrnehmungsfiltern bleibt dabei sowohl etwas hängen, das von außen nach innen geht, aber auch etwas, das von innen nach außen geht. Mit dem Inhalt dieses Filters, mit diesem Gemisch arbeite ich dann. Ich versuche das Phänomen, dem ich meine Aufmerksamkeit schenke, zu verstehen, und dadurch verstehe ich auch etwas von mir.

*Das B2 ist in vielerlei Hinsicht auch so ein Rahmen für dein künstlerisches Handeln. Das meint den Raum aber auch die Gruppe. Während der Raum bleibt, was er ist, verändert sich die Gruppe und ihre Dynamik.*

Auch der Raum bleibt nicht, wie er ist. In meiner Wahrnehmung verändert er sich ständig.

Die meisten meiner neuen Arbeiten entstehen im Kontext einer B2 Einzelausstellung, insofern ist das schon der Raum, der das Atelier erweitert. Zwischen den Ausstellungen, wenn ich noch nicht konkret an etwas arbeite, ist dieser Raum immer ein riesiger Möglichkeitsraum. Wenn es dann aber darauf hinausläuft eine Ausstellung dort zu realisieren, bläst sich der Raum mitunter auch zu einer nicht bewältigbaren Größe auf. Es gibt also durchaus Momente, in denen mir ein intimerer Raum lieber wäre. Was die Gruppe und ihre Dynamiken angeht, bin aktuell sehr zufrieden. Wir, also die Künstler:innen, sind eine gute Gruppe, auch Johannes ist super, genauso die Projekte, die wir machen. Gerade ist es eine sehr, sehr gute Zeit. Lustigerweise wurde ich früher manchmal gefragt – wie du bist du immer noch im B2? Als wäre das etwas Temporäres, ich habe diese Frage nie richtig verstanden. Das ist doch ein Raum, mit dem man so lange arbeiten kann wie man es möchte

oder braucht. Inzwischen kommen solche Fragen aber kaum noch, wir haben uns das erarbeitet, das wir anders gesehen werden, dadurch ist auch unser Selbstbewusstsein größer geworden.